

Unsere Epoche, die redseligste der Weltgeschichte, äußert sich ununterbrochen millionenfach - aber sie kommt nicht zu Wort.

Manès Sperber

Der gefährdete Mensch

Von Gefährdung zu reden ist kein komfortables Geschäft. Eine Gesellschaft, die im Aufbruch ist, pflegt nach vorne zu sehen, darf keine Zeit verlieren, wenn sie von den Kräften, die die Entwicklung treiben, nicht selbst überrollt werden will. In einer Zeit, wo alles sich beschleunigt: der Prozeß physischen Wachstums, der Abstand zwischen den Generationen, die industrielle Produktivität, der Zuwachs an Verstädterung, die Verdichtung des Verkehrs, die Zunahme der Summe des Wissens, der technologische Fortschritt, scheinen Rückfragen, ob die Zeitgenossen sich nicht auch verlaufen, das Tempo nicht aushalten und die Ziele unter Umständen gar nicht so erstrebenswert, nicht existenznotwendig, dafür aber zu kostspielig für den Kräftehaushalt für Mensch und Natur sein könnten, eher lästig. Wer zusehen muß, daß er den Anschluß nicht versäumt, muß auf dem Weg bleiben und kann nicht auf die Disteln und Dornen am Wegrand oder gar in die Abgründe starren, die seinen Weg begleiten. Da von Gefährdung zu sprechen, mutet eher als Ausflucht vor den anstehenden Aufgaben und Zielen, als Sichdrücken vor Reformen, als spießige Immobilität an; es klingt vielen nörglerisch im Ohr, wirkt penetrant, störend. Wer es dennoch tut, sieht sich womöglich in seinen besten Absichten bald mißverstanden und unter die Propheten des Unheils versetzt, die nach einem bekannten Wort des Papstes Johannes XXIII. immer nur Finsternis über die ganze Erde hereinbrechen sehen, oder unter die Zyniker ohne Hoffnung oder unter die ewigen Zweifler, die kein Vertrauen in den Menschen, in seine offensive Anpassungsfähigkeit, in die Rationalität seines Tuns und in die Beherrschbarkeit der eigenen, von ihm geschaffenen Welt haben. Oder noch schlimmer, er findet sich als Apostel einer christlich motivierten „Schuldkultur“ wieder, unter der nach Meinung *A. Mitscherlichs* (vgl. den Beitrag über „psychosomatische Anpassungsgefährdungen“ in dem von ihm herausgegebenen Symposiumsband „Das geschädigte Leben“, Piper, München 1969, S. 38) und mancher anderer Vertreter seines Faches die Menschheit angeblich so „namenlos gelitten“ habe. Selbst die Kirche scheint im Augenblick keinen Bedarf an solchen Leuten zu haben. Sie hat ohnehin ihre Hirten als Bremser und Mahner zu ertragen. Sie leidet zu sehr an den Folgen nur symptomhafter, nicht wirklich substantieller Reformen, wie viele glauben, die sie anders möchten, als sie heute noch ist und sich in ihrem amtlichen Repräsentanten gibt. Zu viele ihrer Glieder fühlen sich frustriert durch die Spannung zwischen den nun schon alten Hoffnungen und den noch fernen Erfüllungen. Alles,

was nicht nach vorne gerichtet ist, scheint da nur unfruchtbare Angst, bestenfalls unnötige Ablenkung zu sein.

Dennoch ist davon zu reden, wie wir meinen, aus drei Gründen: Erstens weil die Bedrohungen, denen der Mensch beschleunigter Veränderungen und Umbrüche ausgesetzt ist, vielfältiger werden und dennoch, überdeckt von Planungsrationalität, technologischer Vernunft und perfektem sozialem Service, untergründiger und unmerkter verlaufen. Zweitens weil dadurch die Gefahr wächst, daß der Mensch, beruhigt durch einen naiven Zukunftsglauben in die „humane Produktivität“ der technisch-sozialen Veränderung der Lebensverhältnisse, in seinem kritischen Wahrnehmungsvermögen geschwächt wird oder es bereits ist. Und drittens, weil der Christ, will er Salz und nicht Sand im Getriebe der Gesellschaft sein, im „Dienst der Ernüchterung“ zwar keine ausschließliche, aber eine ursprüngliche Aufgabe hat.

Welche Gefährdungen?

Doch von welchen Gefährdungen lohnt es sich zu reden? Die Bandbreite ist gewiß nicht schmal. Es gibt solche, mit denen jede Gesellschaft leben *muß*: Krankheiten, die auch durch rapide fortschreitende medizinische Erkenntnisse nicht vermieden und nicht geheilt werden können; Naturkatastrophen, gegen die auch die perfektteste Technik und die beste Wirtschaftsplanung machtlos ist; Epidemien und Hungerkatastrophen, die zwar uns fremd geworden sind, mit denen aber immer noch ganze Subkontinente zu rechnen haben; soziale Ungleichgewichte, durch die ganze Gruppen oder soziale Schichten, weitgehend unabhängig von Regierungsform und Wirtschaftssystem, an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden; Feindseligkeiten zwischen Völkern, Rassen und Stämmen, die die einen unter der Hegemonie der anderen halten, die aber nicht nur die sittliche Qualität, sondern auch die Funktionsfähigkeit ganzer Gesellschaften in Frage stellen, den bürgerlichen Zusammenhalt sprengen, feindliche Subkulturen schaffen, den inneren Frieden gefährden. Der Riese Amerika ist da sicher nicht der einzige, der „krank“ ist. Erdbeben, Überschwemmungen bringen nicht nur nackte Existenznot über die unmittelbar Betroffenen, sondern auch langfristige Entwicklungsstrategien um ihren Erfolg (Peru), schaffen womöglich sogar politische Abhängigkeiten (Rumänien). Latente Kriegsgefahren bestehen weiter, begonnene Kriege führen ein zähes Konfliktdasein (Naher Osten), behindern die friedliche Entwicklung ganzer Völker, machen

auch Früchte begrenzter Solidarität zunichte, lokale Konflikte breiten sich wie Ölflecke aus und treiben Massen von Schuldlosen in den Strudel der Vernichtung, des Tötens (Indochina).

Das alles sind aber, wenn das harte Wort zuzumuten ist, *konventionelle* Gefährdungen. Die Geschichte ist reich, nicht nur an Kriegen, an Vernichtungsfeldzügen, an Ausrottungsaktionen ganzer Stämme und Völkerschaften. Wir registrieren sie heute anders, weil das Kommunikationspotential enorm angewachsen ist und jeder, selbst die gesellschaftlichen Randschichten, die Slumbewohner lateinamerikanischer Riesenstädte auf ihre Weise ebenso wie der europäische Konsumbürger, an dieser Kommunikation teilnimmt, die sein Bewußtsein ändert, die die Wirklichkeit anders, in Fortschritt und Rückfall gigantischer und zugleich trotz Information undurchsichtiger, im Konfliktfall auch unheimlicher erscheinen läßt. Aber wie sich die Kriegsgefahr von der konventionellen zur atomaren gesteigert hat, auch wenn diese Gefahr heute nicht mehr so bedrohend eingeschätzt wird wie die — wegen der leichteren und unkontrollierbaren Verbreitung — chemischer und biologischer Kampfmittel, so haben sich auch eine Menge milderer Sozialkonflikte von konventionellen zu globalen Belastungen gesteigert, ohne daß die Konsum- und Bildungsstreuung und die erweiterte Berechenbarkeit der empirischen Basis diese gesteigerten Belastungen bereits kompensieren könnten. Je mehr sich die Beziehungen innerhalb eines gesellschaftlichen Systems verdichten, je kommunikabler und abhängiger die Prozesse untereinander werden, um so gefährdeter ist das Gesamtsystem, wenn Teile davon versagen oder vernachlässigt werden, wenn beispielsweise die Verbesserung des Bildungssystems zugunsten der Sorge um die militärische Sicherheit oder nur vornehmlich materielle Wirtschaftsprosperität vernachlässigt wird. Zugleich wird durch die ebenfalls sich beschleunigende Spezialisierung und die gleichzeitige Sektoralisierung des Wissens der Überblick über das Ganze schwieriger, der Drang zur Konstruktion von Modellen mit dem Anspruch von Allgemeingültigkeit (universeller „technological way of life“, Globaltheorien des Gesellschaftswandels bis hin zur Behauptung der Austauschbarkeit gesellschaftlicher Zustände, der unterschiedslosen Übertragbarkeit von Revolutionsmodellen und zum Alleingültigkeitsanspruch bestimmter Erkenntnisweisen: etwa der naturwissenschaftlich-technologischen gegenüber geisteswissenschaftlich-philosophischen). Damit wächst auch die Gefahr einer überwiegend ideologischen Interpretation der Wirklichkeit.

Bedrohte und bedrohende Umwelt

Doch scheint es so, als sei das allzu abstrakter Hintergrund, der die Sicht für die vitaleren oder, besser, unmittelbareren Gefährdungen verdunkelt. Würde man nach der Rangordnung vorgehen, nach der die öffentliche Diskussion die verschiedenen Arten *zeitspezifischer* Gefährdungen behandelt, so wären an erster Stelle jene Gefährdungen zu benennen, die Begleiterscheinungen des technologisch forcierten Gesellschafts- und Zivilisationswandels darstellen oder in denen die (humanen) Folgekosten dieser Entwicklung sichtbar werden. Es ist beispielsweise Mode geworden, daß sich nicht nur Fachpublikationen und wissenschaftliche Symposien mit *ökologischen Fragen* beschäftigen. Probleme der Umweltgestaltung, zunächst

exakter der Umweltgefährdung, sofern diese zur seelischen und leiblichen Bedrohung des Menschen wird, beschäftigen in jüngster Zeit nicht nur ministerielle Planungsstäbe, sondern tauchen auch unerwartet häufig in Leitartikeln und Kommentaren der Tagespresse auf. Der jüngste Smog-Alarm in den beiden größten Städten der Welt, in New York und Tokio, mit seinen besorgniserregenden gesundheitlichen Auswirkungen auf die Bevölkerung hat nicht nur in Amerika und Japan zu sorgenvollen Kommentaren, sondern auch bei uns zu allerhand Betrachtungen über „die Sünden der Technokraten“ („Die Zeit“, 7. 8. 70) geführt: über den Giftausstoß des Straßenverkehrs, über die Verschmutzung der Flüsse und Seen durch industrielle Abwasser, über die Verpestung der Nahrungsmittel durch Verwendung landwirtschaftlicher Chemikalien. Leute, die sonst durchaus an der Spitze des Fortschritts zu marschieren pflegen und stärker um die Erhaltung des technologischen Gleichgewichts zwischen den Industrienationen als um solche lästigen ökologischen Details besorgt sind, sprechen jetzt von „zivilisatorischen Fehlentwicklungen grandiosen Ausmaßes“, beklagen die Zerstörung der Umwelt durch das Prinzip der Profit- oder Produktionsmaximierung in Ost und West; befürchten den ökologischen Bankrott mit unabsehbaren Auswirkungen auf die „Qualität des Lebens“ (dies war u. a. das ständig gehörte Stichwort auf der Technologie-Konferenz des Weltkirchenrates Anfang Juli; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 356); verlangen nach einer unabhängigen Instanz, die unsere bisherige Entwicklung mit den wirklichen Bedürfnissen des Menschen konfrontiert und „im Zweifelsfalle über Nutzen und Nachteil technischer Entwicklungen *entscheidet*“. Sie machen sich jedoch wenig Illusionen über die Lernbarkeit des Verzichtes auf Errungenschaften, die technisch nicht nur möglich, sondern höchst nützlich und fortschrittsfördernd erscheinen, aber sich gesellschaftlich und in der Gesellschaft auf den einzelnen fatal auswirken. Und das ist nicht verwunderlich. Denn woher nimmt man die Maßstäbe? An welche Wertskalen kann man in einer um sich selbst kreisenden, nach selbstsimmanenten Kriterien lebenden Gesellschaft die „wirklichen“ Bedürfnisse ablesen, woran feststellen, welche Planziele mit welchem technischem Einsatz erreichbar sind, welche gesellschaftliche Folgen haben und welche wirkliche Bedürfnisse befriedigen, die zum „Wesen“ Mensch passen. Und wie kann verbindlich entschieden werden, ohne andere wirkliche Bedürfnisse oder Güter, vor allem das Gut der *Freiheit*, zu gefährden? Wie ist verbindliche und wirksame Gesamtplanung möglich, ohne daß die Schädigung des Lebens mit einer noch gefährlicheren Schädigung der Freiheit erkauft wird? Nach welchen Kriterien werden die Prioritäten gesetzt? Und wer entscheidet ihre Anwendung und Durchführung? Sicher ist, daß eine Korrektur technokratischer Fehlentwicklung durch Beseitigung der größten Umweltschäden nicht bloß von einzelnen Ländern und Regierungen geplant werden kann, ganz abgesehen davon, daß es am Instrumentarium zur Beseitigung der Umweltschäden noch fehlt, daß vielmehr das Problem weltweit zu lösen ist. Stellen sich da aber nicht neue Probleme ein? Es ginge nicht ohne strikte Normen, ohne verzweigten gesellschaftlichen Zwang, ohne ein *Weltregiment*, das bestimmt, was durchgeführt werden kann und was nicht, was den „wirklichen“ Bedürfnissen des Menschen dient und was nicht. Wie ist eine demokratisch einwand-

freie Entscheidungsstruktur realisierbar, wenn gewissermaßen der Fortgang aller Gesellschafts- und Lebensprozesse einheitlich geregelt werden soll? Genügt da schon besseres Zusammenspiel zwischen politischem Entscheidungswillen und wissenschaftlicher Sachkenntnis? Wie kann der einzelne Bürger beteiligt werden, daß er mehr und nicht nichts mitbestimmen kann?

Subversive Ökologie?

Seit längerem spricht man von der Ökologie als von einer „subversiven Wissenschaft“, *subversiv* deswegen, weil erst sie den Verantwortlichen der wissenschaftlichen Forschung, ihrer technischen Anwendung und ihres Einsatzes zur Stärkung und Maximierung einer fragwürdigen Profitwirtschaft ihre Fehler vor Augen führe, die Fundamente des Systems in Frage stelle oder zumindest aufklärend wirke, indem sie *Regeln falscher Anpassung* aufdecken helfe. Sie bringe nicht nur die nicht zu verantwortende Mißwirtschaft unserer Tage an den Tag, sondern führe zu Forderungen, „welche die *Lebensform* dieser Gesellschaft unserer Zeit revolutionär umformen müßten, wenn man ihre Bedeutung erfaßt“ (A. Portmann, Anpassung als Möglichkeit und Bedrohung, in: Mitscherlich, Das beschädigte Leben, S. 17). Aber abgesehen davon, daß Prioritäten nur sehr langsam zu verlagern sind, wie auch Institutionen, die diese Verlagerung vornehmen, ihre Zeit brauchen, müßte man sich fragen, ob eine so veränderungskräftig verstandene Ökologie, praktisch angewandt, nicht selbst zu einer anderen, keineswegs harmloseren *Systemkonformität* führen müßte, als sie unsere Technokraten und der willige Konsument mit ihnen bisher geschafft haben. Änderungen ergäben sich selbstverständlich nicht nur für die *soziale* Lebensform, sondern auch für die Psyche. Nimmt man den Gedanken von Mitscherlich ernst (a. a. O., S. 47), „daß wahrscheinlich ein Teil der menschlichen *Aggression*, die nachweislich innerartlich nicht zum Ausdruck kommt, in die Natur projiziert wird“ und daß Zerstörungsvorgänge, die durch den Menschen in Gang gesetzt werden, eben einem Ausweichen in die Natur gleichkommen, so könnte solch psychoanalytische Interpretation ökologischer Suversivität wohl auch zur Überlegung führen, ob da nicht doch auch „weise“ Kompensationsmechanismen am Werk waren, deren Reduktion oder Ausschaltung von der innerartlichen Aggression nichts Gutes erhoffen läßt.

Zudem müssen ja auch noch andere Formen der Gefährdung bedacht werden, die die *humane Qualität der Gesellschaft* und die Freiheit des einzelnen ganz unmittelbar berühren. Schon der unbegrenzte Einsatz der *Computertechnik* zum Zwecke der Datenspeicherung ist eine für die Freiheit des Staatsbürger höchst prekäre Angelegenheit. Was muß, was kann gespeichert werden? Wie ist der Schutz der Person zu gewährleisten bei einer Totalregistrierung aller seiner Lebensdaten? Wie werden neue Mechanismen der Geheimhaltung entwickelt? Wie kann verhindert werden, daß Mandatsträger, Behörden oder politische Gruppen sie nicht mißbrauchen. Der Versuch der SPD in Nordrhein-Westfalen, zu Zwecken der Wählerbeurteilung und Parteiwerbung Listen anlegen und speichern zu lassen, und die Verabschiedung des ersten Datengesetzes durch den Hessischen Landtag haben das Problem einer breiteren Öffentlichkeit bewußtgemacht. Auf der bereits erwähnten Technologie-Konferenz des Weltkirchenrates wurde intensiv darüber diskutiert. Man

einigte sich auf die Unerläßlichkeit demokratischer Entscheidungsstrukturen in klarem gesetzlichen Rahmen. Genügt aber in diesem Falle beispielsweise die Kontrolle der Regierung durch das Parlament? Wer kontrolliert die Konzerne, Unternehmen und Verwaltungen? Kann dem Mißbrauch durch *differenziertere Formen der Mitbestimmung* begegnet werden, oder gerät bei fortschreitender Programmierbarkeit aller Abläufe in Gesellschaft und Verwaltung der einzelne nicht auch durch Mehrheitsentscheidungen unter die Räder? Sowohl in der technokratischen Leitungsgesellschaft wie in einer nach ökologischen Spielregeln umgekrempelten Prioritätenordnung wie in einer von Abstimmungsdemokratie durchsetzten Plan-gesellschaft wird sich immer wieder alles auf die Frage zuspitzen, wie die Freiheit aller gewahrt werden kann. Gegenwärtig kritisierte Systemzwänge, mit deren wenigstens verbaler Bekämpfung sich immer mehr Gremien und Gruppen, Bewegungen und Bekenntnisse abplagen (vgl. dazu auch ds. Heft, S. 397 und S. 404), könnten sich *vor-erst* als ein nur schwacher Abglanz kommender Gefährdungen erweisen.

Ist der Mensch überholt?

Während nun angesichts dieser und anderer Unwegsamkeiten nicht wenige gerade „den *bewußten Verzicht* auf einen umfassenden Umbau des Menschen“ und zugleich den „Verzicht auf jede tiefgreifende Veränderung“ fordern, plädieren andere für eine möglichst weitgehende *Umkonstruktion des Menschen* mit Hilfe der genetischen Manipulation. Biotechniker sind schon seit längerem auf dem Plan, die uns glauben machen wollen, daß der Mensch diese Möglichkeiten der Manipulation, der Umkonstruktion der Erbanlagen durch Ausschaltung deletärer Gene oder durch direkte Veränderung des Genbestandes, in absehbarer Zeit nicht nur zur Verfügung haben werde, sie fordern gebieterisch die Intensivierung der Forschung in diesem Bereich auch mit dem Argument, daß der Mensch angesichts der Belastungen, denen er durch die Schaffung seiner Zivilisationswelt, durch die von Medizin und Umwelteinflüssen veränderten Lebensbedingungen ausgesetzt sei, in seiner überkommenen Konstruktion für die Lösung seiner eigenen Probleme nicht mehr taue. Obwohl z. B. J. Lederberg einräumen muß, daß wir zur Zeit noch die Nukleotidenfolge nicht eines Gens kennen und daß bis heute nur in *Kleinstorganismen* ein Keimzelleil durch einen anderen ersetzt werden kann, erwartet er bereits im nächsten Jahrzehnt „mit ein bißchen Inspiration und Verstandesanstrengung“ Detailkenntnisse über die *menschlichen Genstrukturen*, die uns dann erlaubten, in wenigen Generationen jene genetischen „Tricks“ zu erlernen, die durch Selektion und Einfügung der erwünschten Gene durch die „verantwortungsvolle Macht biologischer Ingenieurkunst“ vor allem eine Erhöhung der menschlichen Intelligenz herbeiführen könnten, von deren Gebrauch er sich u. a. die Verhinderung eines Atomkrieges erwartet (vgl. dazu die instruktive Zusammenfassung der Gedanken Lederbergs, H. J. Mullers und J. Huxleys von Prof. Fr. Wagner, Die Manipulierung des Menschen durch die Genwissenschaft in dem Sammelband „Menschenzüchtung“, C. H. Beck, München 1969). Aber auch unabhängig von der Atomgefahr und den biologisch-geistigen Anforderungen künftiger Astronautengenerationen oder Welt-raumpopulationen, die ihnen ein besonderes Anliegen sind, halten Biotechniker seines Schlags die Umkonstruk-

tion des Menschen dringend für geboten. Denn die mangelnde Anpassung des Menschen, seine biologische Rückständigkeit gegenüber seiner eigenen geschaffenen Überwelt verstricke ihn nicht nur in immer tieferes Chaos, sondern in eine bis zur drohenden Selbsterstörung fortschreitende *Erberbentartung*: Schwächung des Erbgutes der menschlichen Gesamtpopulation durch weitgehende Ausschaltung der „natürlichen“ Selektion, des Selektionsdruckes durch die Fortschritte der modernen Medizin. Die Häufung negativer Mutationen, die ungeahnte Zunahme von Erbkrankheiten werde das Ergebnis sein, wenn eine Korrektur durch entsprechende eugenische Eingriffe nicht gelinge. Aber hier ist noch vielmehr die Frage erlaubt, ob nicht der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben wird, wenn wir davon ausgehen, daß wir es nicht mit Zukunftsmusik, sondern *Realutopien* zu tun haben. Könnte der Weg zum biotechnisch konstruierten Übermenschen mit allen anderen Fragen der Menschenzüchtung, die diesem Weg vorgelagert sind oder ihn begleiten und die unserer Gegenwart näher sind (künstliche Insemination zu eugenischen Zwecken, extrauterine Schwangerschaft, Vorherbestimmung des Geschlechts etc.), nicht auch ohne Atombombe bei der Selbsterstörung des Menschen enden, insbesondere wenn über den Weg des Experiments der Respekt vor dem Leben weiter abnehme und zu alledem noch der Vorwurf Wagners zuträfe, die meisten Genforscher kümmerten sich „so wenig um die Konsequenzen der Forschung... wie Bankbeamte um die Finanzpolitik der Weltbank oder ihrer Regierung“ (a. a. H., S. 33).

Gefährdung durch Sinnentleerung

Doch man braucht nicht unbestimmt Zukünftiges anzuführen. Gefährdungen, die in ihrer Weise die menschliche Substanz berühren, gibt es auch in der *sozial-geistigen Realität* der Gegenwart. Sie fordern den Christen nicht weniger unmittelbar heraus. Man braucht nicht die wachsende *genetische Last* überdimensional an die Wand zu malen, es gibt auch Lasten des gesellschaftlichen Lebens, die für ein sittliches Bewußtsein und für seinen Sinnbezug des Menschen tödlich sein können. Sie sind nicht weniger real, weil sie in latenten, halb verdrängten Formen auftreten. Es sind nicht nur solche Gefährdungen, die aus dem *Strukturwandel der Sozialbeziehungen* kommen: aus der Eigengesetzlichkeit der Kleinfamilie, die unter der verschobenen Rollenverteilung von Mann und Frau den Partnern neben mehr Selbstverantwortlichkeit auch mehr Lasten abverlangen und zugleich den Funktionseinfluß der Familie insgesamt schwächen; aus der abrupten Auflösung gewohnter Bindungen durch Migrationen und Verstädterung, durch die befreiende und zugleich einsam machende Mobilität, die die Lebensformen in den *gesellschaftlichen Primärgruppen* insgesamt verändern und das Verhältnis zwischen den Generationen beeinflussen. Je abrupter solche Zäsuren erfolgen und je geringer die Ausgleichsmöglichkeiten innerhalb bereits stabilisierter Sozialgebilde sind, um so größer ist auch die Gefährdung des einzelnen. Infolgedessen sind diese Gefährdungen in den Ländern der Dritten Welt gegenwärtig akuter und vermutlich folgeschwerer als bei uns (vgl. ds. Heft, S. 413).

Aber auch wenn wir am Ort bleiben, drängen sich genügend Symptome auf. Man denke nur an die Nöte des Alters, von denen nicht nur die Altenfürsorge, sondern auch die Geriatrie ein Lied singen kann; an die Schwierigkeiten eines Zustandes verlängerten Untätig- und häufig auch

Isoliertseins in einem wenig anregenden Lebensmilieu infolge verlängerter Lebenserwartung: nicht auszudenken, welche Anforderungen an Lebensbewältigung auf die Gesamtgesellschaft zukämen, sobald es den Segnungen der Medizin gelänge, was man bereits für möglich hält, die Lebensgrenze über die Hundert vorzuschieben. Zu denken wäre auch an den Ausbruch in den Pillen- und Drogenkonsum in alte und *neue Formen der Süchtigkeit*, an die Fluchtbewegung in die Traumwelt kurzer Geborgenheit, die, wie Prof. H. J. Bochnik (Frankfurt) in einem Interview mit dem „Spiegel“ (10. 8. 70) feststellte, von den Betroffenen zwar mehrheitlich *gesellschaftskritisch motiviert* werden, für die der *Schlüssel* aber meist *im Persönlichen* liege. Die überfüllten Zimmer der Ärzte und Psychotherapeuten, die steigenden Selbstmordzahlen vor allem unter den alten Menschen, aber auch unter den Angehörigen der jungen und mittleren Generation, von denen gesagt wird, sie überrundeten bereits die Zahl der Verkehrstoten, sprechen eine noch deutlichere Sprache. Es ist für viele schwer geworden, unter den Verhältnissen verfeinerter Kultur mit fest normiertem Konsumzwang jene Anregung zu finden oder sie in ein Minimum an schöpferischer Aktivität umzusetzen, dessen sie für ein subjektiv sinnvolles Dasein bedürfen. Es gilt offenbar auch hier wie für das Zusammenspiel ökologischer und genetischer Gefährdungsursachen der Satz Freuds über das Verhältnis zwischen der „kulturellen“ Sexualmoral und der „modernen“ Nervosität, den auch Mitscherlich in seinem Sinne zitiert: „Die Erfahrung lehrt, daß es für die meisten Menschen eine Grenze gibt, über die hinaus ihre Konstitution der Kulturanforderung nicht folgen kann“ (Ges. Werke, Bd. VII, S. 154).

Es zeichnet sich eine *Sinnkrise* ab, die in ihren sozialen Symptomen ansteckend wirkt und die um so ernster zu nehmen ist, als vielfach die sittlichen Gegengifte fehlen und die Neigung, sich in der selbstgemachten Welt der Gewohnheiten einzuigeln, wächst. Da wird dann nicht nur die Vokabel Gott „entbehrlich“, nicht weil der autonome Mensch über sie hinausgewachsen wäre, sondern weil die Kraft zur Auseinandersetzung nicht mehr reicht. Es wird auch das sittliche Bewußtsein stumpf, die Verantwortung für das Leben wird unklar, es verblaßt das Unterscheidungsvermögen etwa zwischen dem Verfügungsrecht über den eigenen Körper und dem Schutz des werdenden Lebens; man sieht sich mit der Straffreiheit eben auch schon von sittlicher Überlegung dispensiert (vgl. dazu ds. Heft, S. 441). Schuld und Umkehr (vgl. ds. Heft, S. 432), beides scheint da fremd geworden. Der Leiden werden aber kaum weniger. Als Kompensation für die unterlassene sittliche Anstrengung bleibt oft der Weg in latente Neurosen, wobei sich krankhafte Antriebslosigkeit, Selbstaufgabe und Umwelteinflüsse bis zur Unkenntlichkeit vermischen. Und während ein ganzes Arsenal humanwissenschaftlicher Popularisierungen vielleicht Widerwillen dazu beiträgt, unberaten in dieser Haltung zu bestärken, fehlt es noch an den einfachsten Hilfen der Sozialmedizin und Gruppentherapie. Gewiß, das alles sind Symptome, bewußt einseitig ausgewählt, aber sie ergeben ein anderes Gesellschaftsbild als der tägliche Streit um Strukturen, Autorität und Unterdrückung.

Alarm für die Christen

Dieser Tage versammelt sich der deutsche Katholizismus zum 83. Katholikentag in Trier. Es wird vornehmlich ein Katholikentag derer sein, die in den Gemeinden und Ver-

bänden, in den kirchlichen Gruppen und Räten engagiert sind. Er soll Arbeitstagung zum Thema Gemeinde sein. Nach der schon länger vorliegenden Programmstudie (Berichte und Dokumente des ZdK, Nr. 9) wird zum thematischen „Soll“ die „zeitgerechte Gestaltung ihres Lebens“ gehören. Der vorläufige Themenkatalog zur Synode der Bundesrepublik, der gegenwärtig an Hand von Gutachten zu Einzelfragen zu einem thematisch verhandlungsfähigen Programm verdichtet wird, notiert unter Themenkreis VI Fragen christlicher Lebensgestaltung, ohne daß dieser Themenkreis nochmals auf den Themenkreis Gemeinde bezogen würde. *Gemeinde* kann immer nur auf den konkreten Menschen in einer konkreten Gesellschaft ausgerichtet sein. Von daher bezieht sie ihren Funktionsauftrag. Andererseits ist christliche Lebensgestaltung im Gefüge der Profangesellschaft nur möglich, wenn sie von gemeindlichen Formen getragen wird, die im sakramentalen Dienst und in der amtlichen Verkündigung gründen und zugleich über sie hinausreichen. Je stärker die Gemeinden in die sozialen Beziehungen hineinwachsen, um so realer wird auch ihr Bewußtsein von ihren Problemen

sein. Sie können aber ihre Form der Integration zu ihrem eigenen Nutzen und zum Nutzen der sie umgebenden Umwelt nur finden, wenn sie sich um den Menschen dort mühen, wo er für sich nicht er selbst zu sein vermag, wenn sie in der Lage ist, ihn gerade dort zu fassen, wo er versagt, wo er hilflos ist, auch wenn er sich's nicht eingesteht. Hier haben auch Verbände und kirchliche Gruppen ihre Aufgabe. Der Mensch dieser Kategorie ist ja nicht der Gefährdete im Sinne des § 72 des BSHG, den man der Caritas überantworten könnte. Dieser Mensch sind auf irgendeine Weise wir alle. Wäre es nicht an der Zeit, von diesem Kern her, wo Seelsorge nie überflüssig wird, auch wenn sie beschwerlich und wenig erfolgreich ist, eine neue und zugleich schon sehr alte Prioritätenordnung aufzubauen und in die Gemeinden einzuführen, ein bißchen weg vom Widerstreit um Verfassungs- und Führungsfragen? Dies wäre, so scheint es, eine fast kopernikanische, aber theologisch gewiß völlig problemlose *Wende zum Menschen*. Auch der soziale Katholizismus könnte da ohne Profilneurose neue Arbeit finden. Folgen einer Umkonstruktion wären in diesem Fall kaum zu fürchten.

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Die Sozialen Postulate der spanischen Bischöfe

In die spanische Kirche ist in den letzten Wochen, für viele unerwartet, Bewegung gekommen. Dies wurde nicht nur in Spanien, sondern auch im Ausland vermerkt. Es waren nicht so sehr Einzelvorgänge, wie die Unruhen während des *Streiks in Granada*, denen am 21. Juli drei Bauarbeiter zum Opfer fielen und wo der die Diözese verwaltende Apostolische Administrator, *E. Benavent Escuin*, in einem Hirtenbrief die sozialen Mißstände geißelte, die zu den Streiks und zu dem Ausbruch der Unruhen geführt hatten: Unterbezahlung, unsoziale Entlassungen, unbezahlte Überstunden, und sich zugleich glaubhaft gegen die Unterstellung wehrte, die Unruhen seien von Arbeiterpriestern angezettelt worden (Wortlaut in „Ecclesia“, 1. 8. 70), oder der immer noch andauernde Konflikt im Baskenlande oder die Auseinandersetzung der HOAC (Arbeiterbewegung der Katholischen Aktion) mit den Staatsgewerkschaften. Gemeint sind damit auch nicht die Vorverhandlungen über ein neues *Konkordat*, die seit längerem ange laufen sind, deren Abschluß aber noch nicht abzusehen ist und von denen reformfreudige spanische Katholiken, die an eine wesentliche Entflechtung des Verhältnisses von Staat und Kirche nicht recht glauben wollen, beklagen, daß die Öffentlichkeit so gut

wie nichts darüber wisse, obwohl man sich später danach zu richten habe.

Tagung der Bischofskonferenz

Der Anstoß kam diesmal von der *Vollversammlung der Bischofskonferenz*, die vom 6. bis 11. Juli in Madrid tagte. Sie hatte sich nicht direkt mit dem Verhältnis Kirche-Staat zu befassen. Es kamen von ihr auch keine legislativen Entscheidungen; die Konferenz war eher als Lernprozeß angelegt, mit Vorträgen von Bischöfen und Theologen, Arbeitspapieren und tagelangen Diskussionen. Doch erreichte die Konferenz eine Brisanz, die man ihrem Thema „Die Kirche und die Armen in Spanien“ kaum zugetraut hatte. Doch der Lernprozeß tat offensichtlich seine Wirkung, die Möglichkeiten des Themas wurden, auch in seiner gesellschaftlich-politischen Zuspitzung, ausgeschöpft.

Der Auftakt wurde mit dem Eröffnungsreferat des Konferenzvorsitzenden, des Madrider Erzbischofs, *C. Morcillo-Gonzalez*, gegeben, in dem man bisher nicht zu Unrecht den Repräsentanten des kirchlich konservativen und francofreundlichen Flügels im Episkopat gesehen hat. Erzbischof Morcillo, der aus seinen Funktionen als Mitglied der Cortes und des Kronrates erst im Frühjahr 1969

ausschied, als seine Wahl zum Vorsitzenden der Bischofskonferenz in Frage stand, begründete nicht nur etwas weitläufig den biblischen Ausgangspunkt der „Kirche der Armen“, sondern verlangte von der Kirche Spaniens, daß sie „ein kollektives Zeugnis der Armut und der Liebe zu den Armen gebe“ (vgl. Wortlaut in „Ecclesia“, 11. 7. 70). Er empfahl den Priestern nicht nur einen die Armut beglaubigenden Lebensstil, sondern die besondere Sorge um die spanische Arbeiterschaft. Er verlangte von den Ordensleuten Verzicht auf Luxus und „Güteranhäufung“, von den Laien Offenheit insbesondere für die Nöte der Entwicklungsländer und von der Kirche insgesamt die Beseitigung „jeden Anscheins weltlicher Macht“.

Erfolg eines Lernprozesses

Dies war noch kein Programm, aber immerhin war die Richtung angegeben. Die Vollversammlung hatte dennoch nicht geringe Mühe, über den vielen Arbeitspapieren von Theologen und Soziologen mit mächtigem theoretischem Unterbau zu Einmütigkeit und dennoch zu einem wegweisenden Resultat zu kommen. Doch erbrachte sie nach sechstägiger Beratung eine respektable Eigenleistung, die, wenn den niedergelegten Be-